

Der Außenseiter

Eine Box bei der Deutschen Grammophon entdeckt den Countertenor **Russell Oberlin** neu.

Von Kai Luehrs-Kaiser



Foto: Hal Bulksbaum

Ein verleugneter Pionier? Zumindest ein Sonderfall, so extrem, dass er die Szene der Alte-Musik-Freaks überforderte. Russell Oberlin – eine Art amerikanischer Alfred Deller – war der erste Countertenor, der bei einem Major-Label seine Aufnahmen machte (bei der amerikanischen Decca). Er starb 2016 im Alter von 88 Jahren, war aber zu diesem Zeitpunkt nahezu vergessen.

Oberlins Hochphase lag in den 1950er- und frühen 1960er-Jahren. Er war es, der die Rolle des Oberon in Benjamin Brittens „A Midsummer Night's Dream“ an den Covent Garden brachte (1961 unter Georg Solti). Leonard Bernstein schrieb für ihn den Countertenor-Part in den „Chichester Psalms“ und engagierte ihn für „Messiah“. Wie ist es nur möglich, dass ein Gesamtwerk, das immerhin neun CDs umfasst, so dermaßen verschwunden war?

Er passte halt nicht ins Bild. Der mit 1,80 relativ großgewachsene Mann blickt mit oft puppenhaft zugespitztem Mund und gefrorenem Lächeln in die Kamera. Kein Zufall. Auch sängerisch war Oberlin eine Merkwürdigkeit und Ausnahme – bis heute. Denn er fistelte nicht. Bei ihm reichte die Bruststimme, so scheint es, schlicht höher hinauf als bei wohl allen anderen Countertenoren. Man hört das an einer gewissen

Reibung der Töne, die jeden Anflug von Travestie vermeiden. Oberlin war, so gesehen, der authentischste Nachfolger der Kastraten. Auch deren Brustregister reichte – aufgrund einer verschneidungsbedingten Vergrößerung des Thorax – höher hinauf. So ähnlich, denkt man, klingt es auch bei Oberlin.

Ein gewisses Außenseiter-Dasein war damit wohl besiegelt. Den Countertenor-Freunden war er zu fremdartig. Den anderen sowieso. Hinzu kommt, dass die Stimme nicht unbedingt als die schönste von allen bezeichnet werden muss. Kein Vergleich mit den narkotischen Suchttönen Dellers. Kein Vergleich auch mit den ebenmäßig gewordenen Countertenor-Stimmen eines Andreas Scholl oder Valer Sabadus.

Anschluss an den Betrieb fand er nur begrenzt. Er brauchte es auch nicht. Schon 1952 hatte Oberlin das Ensemble New York Pro Musica mitbegründet. Hier widmete man sich im Kollektiv der Aufführung von Musik des Mittelalters und der Renaissance. Ein gewisses Abseits war auch dadurch vorprogrammiert. Schließlich gilt Frühe Musik (vor dem Barockzeitalter) bis heute als entlegenes Nischenprodukt innerhalb der Alten Musik. Dass Oberlins Aufnahmen zu einem Zeitpunkt ausgegraben werden, in dem sie von der historischen Aufführungspraxis

längst wieder überholt wurden, lässt den Fall doppelt tragisch anmuten.

Wie kam es zu dem Ganzen? Nun, Russell Oberlin, geboren 1928 in Akron, Ohio, war an der Juilliard School in New York ausgebildet worden, und zwar als Tenor. Wie auch anders? Mit Männer-Stimmen, die hoch hinaus wollen, rechnete zur damaligen Zeit niemand. Beispiele seiner Tenor-Kunst wiederum fehlen in der Diskographie. Es ist denkbar, dass er für Mozarts Don Ottavio oder gar Belmonte zu anämisch klang. Für Rollen aber, wie sie der 18 Jahre ältere Peter Pears sang, zu unbritisch. Vorstellbar dagegen, dass die wundersame Kunst dieses Sängers schlicht darin bestand, dass er mit seiner Tenorstimme bruchlos höher kam. Ein „Stimm-Wunder“ halt. Und zwar eines, nach dem sich nur recht wenige Menschen verzehrten.

Oberlin machte seine großen Aufnahmen, ob mit oder ohne sein Ensemble, in einer Zeit, in der man auf modernem Instrumentarium, auf ungenügend restaurierten oder ramponierten Instrumenten spielte. Absolut passé. Umso erstaunlicher ist es, wie man im englischen Mysterienspiel „Ludus Danielis“ (einem „Twelfth Century Musical Drama“) in eine Ära von ehe-

dem eintaucht, von der man kaum etwas ahnte – und absolut gepackt wird. Hier scheint alles unter einer talg-dicken Firnissschicht luftdicht verpackt und abgeschlossen. Faszinierend.

Protagonisten wie Charles Bressler (Daniel) und Brayton Lewis (Beshazzar) sind heute mehr oder weniger vergessen. In den „Lamentations Of Jeremiah“ von Thomas Tallis spielt Oberlin nur eine prominente

Nebenrolle innerhalb des Ensembles New York Pro Musica. Dennoch geht ein so herber Charme von diesen Aufnahmen aus, wie er heute schlicht undenkbar wäre – und wegneutralisiert würde. Wie radikal hat man damals doch Musik gemacht.

Köstlich die „Elizabethan and Jacobean Ayres, Madrigals and Dances“. Diese „Sepia-Bekenntnisse“ scheinen ein Schlag ins Gesicht heutiger Wissenschaftlichkeit. Auch Josquins „Missa pange lingua“ wäre heute nicht mehr in dieser Weise auführbar – so scheinbar verklebt klingen die Stimmen. Statt Transparenz wird ein Höchstmaß an korpushafter Geschlossenheit angestrebt.

In William Waltons „Façade“ ist die legendäre britische Schauspielerin Hermione Gingold („Gigi“) seine Partnerin. Große solistische Auftritte Oberlins beschränken sich in der 9-CD-Box auf eine – schon früher greifbare – CD mit „Händel-Arien“ (aus „Messiah“, „Israel in Egypt“, „Rodelinda“, „Radamisto“ und „Muzio Scevola“). Hinzu kommt ein Album mit Kantaten von Telemann, Buxtehude und Händel. Sowie ein höchst kurioses Recital, in dem Oberlin eine musikalische Reise vom 12. Jahrhundert bis in die Ge-

genwart unternimmt – mit Zwischenstationen bei Robert Jones, Purcell, Schumann und Hugo Wolf.

Am Ende landet er doch tatsächlich bei Richard-Rodgers-Musicals wie „A Connecticut Yankee“ und „Jumbo“. Die letzteren Titel werden von ihm so unendlich rührend, unschuldig und rein gesungen, dass man den eigenen Ohren kaum trauen kann. Unbedingt wiederentdeckenswert. ■

Statt Transparenz wird ein Höchstmaß an korpushafter Geschlossenheit angestrebt



Russell Oberlin, begleitet von Blanche Winogron



Russell Oberlin als Oberon (neben Joan Carlyle und Johaar Mosaval) in Britten's „A Midsummer Night's Dream“, Covent Garden 1961

Edition

Russell Oberlin – The Complete Recordings on American Decca. Werke von Händel, Buxtehude, Tallis, Desprez, Purcell, Schumann, Walton u. a.; New York Pro Musica Antiqua, Baroque Chamber Orchestra, Noah Greenberg, Thomas Dunn (1957–1964); Deutsche Grammophon (9 CDs)

